

Leseprobe



Autor: Maria Radziwon

Gespräche zwischen Erde und Himmel

Momente aus dem Leben einer Krankenhaus-Seelsorgerin

162 Seiten, 12,5 x 19,5 cm, gebunden

ISBN 9783746266558

Mehr Informationen finden Sie unter st-benno.de

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2024

Maria Radziwon

Gespräche
zwischen
Erde und Himmel

Momente aus
dem Leben einer
Krankenhaus-
Seelsorgerin

benno

Inhalt

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.st-benno.de

Gern informieren wir Sie unverbindlich und aktuell auch in unserem Newsletter zum Verlagsprogramm, zu Neuerscheinungen und Aktionen. Einfach anmelden unter www.vivat.de.

ISBN 978-3-7462-6655-8

© St. Benno Verlag GmbH, Leipzig 2024
Umschlaggestaltung: Grit Fiedler, Visulabor GbR, Berlin/Leipzig
Covermotiv: © stock.adobe.com/Dragana
Gesamtherstellung: Arnold & Domnick, Leipzig (A)

Erinnerung	6
Berufswünsche	11
Sommer	15
Seltsames	18
Kindermund	25
Alltag	30
Orangen	37
Im Auto	42
Nacht	46
Abschied	51
Die andere Seite	55
Schlafen	60
Glauben und Wissen	65
Eine andere Welt	68
Ohne Gott	74
Pandemie	80
Gnade	86
Überleben	91
Weihnachten	95
Erde und Himmel	99
50 Augenblicke	106

Erinnerung

Das alte Gasthaus stand am Straßenrand, die bunten Schirme über den kleinen Tischen mit Klappsesseln flatterten im Wind. Heiß war es und mühsam – damals noch ganz ohne Gurt oder Kindersitz – kletterten wir aus dem alten, roten Auto meines Großvaters. Es waren Sommerferien und wir Kinder waren bei den Großeltern hoch oben in den Bergen. An diesem Tag stand ein Besuch bei der Schwester meiner Großmutter auf dem Programm. Sie führte gemeinsam mit ihrem Mann den kleinen Gasthof. Gleich rechts neben der Haustür konnte man in die große Küche hineinlugen, aus der es regelrecht herausdampfte.

Schon öfters waren wir hier gewesen und jedes Mal war es ein kleines Abenteuer, weil niemand auf uns Kinder achtete und wir ganz ohne sorgsame Blicke von Erwachsenen überall Neues entdecken und nach Herzenslust spielen und Abenteuer ausdenken konnten.

An diesem heißen Sommertag war es aber anders. Als wir beim Gasthaus angelangt waren, sahen wir einige Menschen vor der Eingangsstü-

re stehen und gestikulieren. Meine Großeltern deuteten uns Kindern, dass wir einfach spielen gehen sollten. Normalerweise bekamen wir zuvor ein Getränk, aber diesmal konnte es meiner Großmutter gar nicht schnell genug gehen, dass wir Kinder im Garten verschwanden. Wir wollten aber natürlich genau wissen, was geschehen war, und blickten durch alle möglichen Fenster herein in die Gaststube, und dann sahen wir, was geschehen war: Vom oberen Stockwerk war Wasser die Treppen hinuntergeplätschert. Alles war nass. Wir wunderten uns.

Es war meine erste Begegnung mit dem Tod an diesem Tag. Der Wirt war plötzlich im Badezimmer im oberen Stockwerk gestorben. Deshalb hatte er auch das Wasser nicht ausschalten können in der Badewanne. Das Wasser war heruntergeronnen und hatte so die Menschen darauf aufmerksam gemacht, dass etwas geschehen war.

Damals wurden wir Kinder ziemlich ferngehalten von all dem – aber am Tag danach schon fuhren wir nochmals zum Gasthaus. In der großen Stube war auf zusammengeschobenen Tischen der Sarg des Verstorbenen aufgebahrt. Rundherum waren Sessel, immer wieder kamen und gingen Menschen. Saßen einfach da, beteten ein immer

gleiches Gebet (dass es das Rosenkranzgebet war, erklärte mir erst später meine Großmutter). Wir Kinder wussten nicht recht, was wir machen sollten. Aber meine Großmutter packte uns fest an der Hand, tauchte sie ins bereitstehende Weihwasser und bedeutete uns, den Verstorbenen mit diesem Wasser zu segnen. Mein Großvater hob mich hoch, damit ich in den Sarg hineinsehen konnte. Sagte nichts, stellte mich wieder auf den Boden und begann dann mit jemandem zu sprechen.

So jedenfalls habe ich es in meiner Erinnerung. Was ich noch weiß, ist, dass jemand sich über die bunte Kleidung einer Person beschwerte und dass es jemanden gab, der den Verstorbenen anfasste. Das ließ mich staunen und erschauern zugleich.

An diesem Tag war der Tod das erste Mal in mein Leben getreten. Ich habe keine Erinnerung an eine Begegnung mit diesem Thema in meinen vorherigen Lebensjahren, aber die Bilder dieser Tage habe ich fest in meiner Erinnerung.

Irgendwann, als niemand im Raum war, schlich ich mich allein hinein und kletterte auf einen Sessel, um mir den Verstorbenen noch mal anzusehen. Ich tippte sein Gesicht vorsichtig an und erschrak, weil die Haut so fest und kalt war.

Lange war das mein Bild von Tod und Sterben: Man musste aufpassen beim Baden. Vielleicht starb man ja plötzlich. Und wenn man dann gestorben war, wurde man in einen Sarg gelegt und jeder konnte sich ansehen, wie man tot aussah.

Der Tod begegnete mir in meinem Leben immer wieder, aber diese erste Begegnung, glaube ich, ist jene, die mich vielleicht auch zu meinem Beruf geführt hat. Denn als Seelsorgerin im Krankenhaus ist der Tod mein steter Begleiter: Nicht immer unmittelbar, aber in Gedanken und Ängsten der Menschen, deren Gegenüber ich sein darf, ist der Tod meistens sehr präsent.

Diese Frage nach der ersten Begegnung mit dem Tod stelle ich immer auch Studierenden der Pflege. Einige Einheiten gestalte ich dort zum Themenbereich „Sterben, Tod und Trauer“ im Rahmen ihrer Ausbildung. Viele wischen diese Erinnerung zur Seite, möchten sich nicht damit befassen – aber während der Ausbildung werden die zukünftigen Pflegenden auch mit dem Tod konfrontiert und mit der Frage des eigenen Umgehens damit. Diese erste bewusste Begegnung mit dem Sterben, dem Tod und der Reaktion des Umfelds darauf prägt – bewusst und unbewusst.

Auch wenn ich mittlerweile über vierzig Jahre zähle: Das Gefühl, dass der Tod überall ins Leben treten kann (auch im Badezimmer), dass er Teil des menschlichen Lebens ist (man auch ein kleines Kind mal „schauen lassen“ kann) und dass es unterschiedliche Formen und Bedürfnisse des Abschiednehmens gibt (mit Gebeten, Ritualen, Be- rührung, Dasitzen und Schweigen ...), begleitet mich immer noch. Mir war das lange nicht bewusst, aber in den mehr als zehn Jahren als Krankenhaus-Seelsorgerin klärte sich das für mich immer mehr: Dieser sommerliche Nachmittag ist ein für mich sehr wichtiger. Und wer weiß, ob sich ohne ihn jemals mein Weg (der sehr viele Umwege mit sich bringen sollte) in diese berufliche Richtung entwickelt hätte.

Berufswünsche

Die Schulzeit war nicht einfach für mich – ich war wenig motiviert. Nicht dass mir das Lernen besonders schwerfiel, aber es fühlte sich so bedeutungslos an. Ohne wirkliches Ziel im Blick für die Zeit nach dem Schulabschluss war es mir kaum möglich, herauszufinden, wie ich Prioritäten setzen sollte. Auch gab es kein Schulfach – mit Ausnahme von Musik vielleicht –, das mich sonderlich interessierte. Am wenigsten begeisterte mich wohl Religion. Hitzige Debatten führte ich mit meinen Eltern, weil ich mich vom Religionsunterricht abmelden wollte – in einer Ordensschule natürlich ein wenig aussichtsreiches Unterfangen. Dass ich irgendwann später Theologie studieren und phasenweise sogar Religion unterrichten würde: Hätte es mir damals jemand gesagt, ich hätte denjenigen wohl für verrückt erklärt.

„Was möchtest du einmal werden?“ Diese Frage wurde mir als Kind und Jugendliche oft gestellt. Die Wünsche wandelten sich natürlich im Laufe der Jahre immer wieder, aber – rückblickend betrachtet – ist es irgendwie erstaunlich, dass fast alle

1 „Haben Sie einen Moment Zeit?“

Ein älterer Patient stellt mir diese Frage im Eingangsbereich des Krankenhauses. Hinauf ins Treppenhaus möchte er, er habe dort etwas gesehen, das er mir zeigen wolle. Neugierig gehe ich neben ihm her. Menschen eilen an uns vorüber, nehmen zwei Treppenstufen auf einmal.

„Da, schauen Sie!“, ruft er mit einem Mal – und zeigt auf den Boden. Etwas erstaunt blicke ich auf die steinernen Treppenstufen. Jeden Tag laufe ich sie mehrmals hinauf und hinunter – gerne auch zwei auf einmal oder über die letzte Stufe springend. Im Marmor eingeschlossen sehe ich jetzt ein filigranes Schneckenhaus – und gleich daneben noch etwas, das einem Tier gleicht. Ich staune. Und gehe Stufe für Stufe mit dem älteren Herrn hinauf und bewundere die kostbaren Erinnerungen an alte Zeiten, die im Stein eingeschlossen sind. Mit einem Mal muss ich an die Stelle in der Bibel denken, als Gott zu Mose sagt: „Es ist heiliger Boden“, den er betritt.

So viele kleine Wunder der Schöpfung gibt es – inmitten des Alltags, sogar zu meinen Füßen. Vielleicht kann ich von Mose lernen: Achtsamkeit. Ehrfurcht. Gottes Spuren sind wirklich überall zu finden ... sogar in den Treppen eines Krankenhauses.

2 „Ich will keine falschen Hoffnungen machen.“ Dieser Satz „sitzt“. Er gräbt sich tief in das Herz und wirkt auch Tage später noch nach, tief im Inneren. Welche „falschen Hoffnungen“ kann man sich denn machen? Ist es nur Naivität, wenn man gesund werden möchte? Ist es Verleugnen der Wahrheit, wenn man trotz schwerer Krankheit die Fülle des Lebens spüren möchte?

Vielleicht ist die Hoffnung ähnlich einer Feder im Wind, die von so manchem Sturm des Lebens kräftig herumgewirbelt wird, dann aber sanft und oft unscheinbar wieder am Boden der Realität landet, wenn sich die Unruhe langsam legt. Diese Feder der Hoffnung ist leicht, kann sich auch in so manchen wirren, wie in einem Netz verhangenen Gedanken verfangen – sie bleibt an tränennassen Wangen hängen und wirkt in die Tiefe.

Unser Glaube ist tief mit der Hoffnung verwoben. Wir dürfen vertrauen, dass wir getragen sind – gerade dann, wenn sich unser Leben wie ein dunkler, heftiger Sturm anfühlt. Hoffnung ist kein Versprechen, aber sie ist ein Sehnen nach etwas, das sich kaum in Worte fassen lässt. Sie ist leicht wie eine Feder und wiegt doch schwer, wenn sie einem genommen wird.



Maria Radziwon, geb. 1982, studierte Theologie und arbeitete als Grund- und Sonderschulpädagogin. Seit 2014 ist sie als Krankenhaus-Seelsorgerin tätig. Sie ist verheiratet und Mutter von vier Kindern. Über den Neuanfang auf dem Hof ihrer Großeltern in Kärnten schrieb sie das Buch: „Unser Leben auf dem Bergbauernhof“. Jahrelang war sie Redakteurin des erfolgreichen Frauenkalenders „Alles hat seine Zeit“.